

Für unsere Kinder

Nr. 23 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1915

Inhaltsverzeichnis: Sonnenaufgang. Gedicht von Taras Schewtschenko. — Erntefest. Von B. S. — Eine Geschichte vom Zweifelsfaser. Märchen von Karl Ewald. (Fortsetzung.) — Schwarze Matten und graue Matten. Von S. Lagerlöf. — Die Eidechse. Gedicht von Paul Heyse. — Der geheilte Patient. Von J. P. Hebel. — Felsenelle. Gedicht von Karl Gerold.

Sonnenaufgang.

Sieh, der Morgen graut... den Himmel
Purpurflammen säumen,
Froh die junge Sonne grüßen
Vöglein in den Bäumen.
Steppen schimmern, über Fluren
Regt der Wind die Flügel,
Grüne Weiden über Teichen
Nicken auf dem Hügel.
Sachte ihre dunklen Kronen
FrISChe Gärten neigen,
Hohe Pappeln, Wächtern gleichend,
Stehn auf dem Feld und schweigen.
Und das ganze Land, in Schönheit
Strahlend und in Wonne,
Grünt, im Morgentaue badend,
Und begrüßt die Sonne.
Ohne Anfang, ohne Ende
Alles dies! — und mehrern
Könnte niemand solche Schönheit,
Niemand sie zerstören.

○ ○ ○ Taras Schewtschenko.

Erntefest.

Nachdem die Kirschen reif geworden — die erste und herrlichste Baumfrucht, die der Sommer uns schenkt —, die Stachel- und Johannisbeersträucher uns ihre leicht erreichbaren Gaben lachend entgegenhalten, beginnt bald die Ernte jener Geschenke der Natur, die der Junge weniger süße Freuden bereiten, die aber um so nahrhafter und haltbarer sind, nämlich der Getreidearten. Eben ihrer Nahrhaftigkeit und Haltbarkeit wegen sind sie die Grundlage unserer heutigen Volksernährung, unserer ganzen Kultur geworden. Aus dem Mehl des Roggens bereitet man in nördlichen Ländern in der Hauptsache das tägliche Brot, aus Weizen die Semmel- und Kuchengebäcke, die Gerste liefert Graupen und in etwas verwickelter Zubereitung das Bier, das wir aber,

besonders in Notzeiten wie den heutigen, sehr wohl entbehren können. Aus dem Hafer bereitet man Mehl, Schrot, Grütze, Haferflocken, woraus nahrhafte Suppen und Breie hergestellt werden. Haferbrot ist in den Gegenden üblich, wo kältere und feuchtere Witterung andere Getreidearten nicht mehr gut gedeihen läßt. Man gibt Hafer als Kraftfutter dem edelsten und auch körperlich angestrengtesten Haustier, des Menschen klugem Gehilfen im Frieden wie im Krieg: dem Pferd. Die Abfälle des Getreides beim Mahlen und Branen, die Kleie und Trebern, dienen für Kinder, Schweine, Geflügel usw. als Mastfutter. Die schlanken Stengel, auf denen sich die schweren Ähren wiegen, das Stroh, wird ebenfalls als Viehfutter, ungeschnitten oder geschnitten — Häcksel — verwendet. Man stopft damit auch Bettunterlagen, und viele Ärzte behaupten, Strohsäcke seien gesünder als die schönsten Matratzen. Ein weit größerer Teil des Strohs dient als Streu dem Vieh zum Lager, und als Hauptbestandteil des Mistes düngt er dann die Felder, und trägt so zu ihrer Fruchtbarkeit bei. Das gilt auch von den Stoppeln und Wurzeln, die eingepflügt werden. Die Erde erhält nach einem großen Kreislauf an Kraft zurück, was sie an Kraft gegeben hat. Viel Stroh wird auch in der Industrie verwendet, besonders bei der Herstellung von Papier und Pappe. Vom geernteten Getreide geht auch nicht das geringste Teilchen verloren. Bei alledem ist es nicht verwunderlich, wenn der Mensch gerade diese Frucht seiner landwirtschaftlichen Arbeit besonders achtet und ehrt. Niemand schent sich, eine angebissene und nicht mündende Baum- oder Erdfrucht einfach wegzuschleudern. Ein Stück Brot an die Erde zu werfen, wird überall, wo Menschen wohnen, als Sünde angesehen, das ist in letzter Linie ein Vergehen gegen die Menschengemeinschaft.

Alle Getreidearten sind ursprünglich ganz gewöhnliche Wiesengräser gewesen, deren Körner der Wilde einst einfach sammelte. Diese Gräser mußten für ihre Aussaat und Fortpflanzung selbst sorgen. Da war wohl mancher Platz, wo der Wilde Nahrung sammelte, bald für immer abgeerntet. Erst die Not, die denken lehrt, brachte auch hier dem

Menschen die Erkenntnis, wie er sich vom Zufall des Findens unabhängig machen könne. Er lernte es, die Körner an roh vorbereiteter Stelle auszusäen und ihre Vermehrung abzuwarten. Viele angesehene Forscher sind heute der Ansicht, daß die Frauen zuerst darauf gekommen sind, den Samen von Nährgräsern auszustreuen, um zu ernten, daß sie also als erste einen ganz einfachen Getreideanbau betrieben haben. Als Mütter konnten sich die Frauen an der beschwerlichen Jagd nicht immer und auch nicht jederzeit in dem gleichen Maße beteiligen wie die Männer. Ihnen lag es ob, durch das Sammeln von Früchten, Wurzeln, Insekten usw. für Nahrung zu sorgen. Die Sammeltätigkeit führte zu Beobachtungen darüber, daß aus den Samenkörnern eine neue Pflanze emporsproßt, die vielfache Frucht trägt. So wurde der Anstoß dazu gegeben, daß die Frauen die Erfinderinnen und Begründerinnen des Ackerbaus geworden sind. Für die Wichtigkeit dieser Annahme spricht vielerlei. Bei Wilden auf sehr niedriger Kulturstufe wird die Nahrung noch heute durch die Jagd der Männer und das Sammeln der Frauen beschafft. In der Hand der Frauen ruht der einfache Ackerbau von Stämmen, die schon zu besserer Nahrungsbeschaffung fortgeschritten sind. Die alten Sagen und Götterlehren mancher Völker erzählen, daß eine Göttin den Menschen den Ackerbau gelehrt habe, und nicht ein Gott, eine Göttin war bei Griechen, Römern usw. die himmlische Beschützerin des Ackerbaus. So dürfen wir wohl annehmen, daß Frauen das erste Getreide angebaut haben, und daß die Pflanzen sich allmählich unter ihrer sorgenden Hand wesentlich verbesserten. Wie jedes Leben für bessere Pflege mit schönerer Entwicklung dankt, so tat es auch das Getreide. Aus dem dürftigen, wenig mehltreichen Korn des wilden Gewächses ist nach und nach, durch denkende Arbeit, gute Auswahl des Samens und sorglichere Vorbereitung des Bodens jene volle, mehltreiche Frucht geworden, deren wir uns jetzt erfreuen, und deren Verbesserung heute noch lange nicht ihren Endpunkt erreicht hat, ja gerade erst seit kurzem nach wissenschaftlichen Grundsätzen weitergeführt wird.

Die früheren Menschen haben das Erwähnte alles noch halb mechanisch und instinktiv getan. Sie wußten nichts von der Tätigkeit ihrer Voreltern in der gleichen Richtung, deshalb meinten sie, wie alles, was für sie von Nutzen war, auch die Frucht des Getreides sei ein

Geschenk der Götter, mit deren Walten sie sich die gesamte umgebende Welt zu erklären versuchten. Sie dankten den Göttern dafür durch die Getreideerflingsopfer. Die Römer brachten solche im April ihrer Göttin Ceres dar, die ihnen angeblich den Ackerbau gelehrt hatte. Diese Opfer hießen Cerealien, und nach ihnen wird die Gesamtheit unserer Getreidearten als „Cerealien“ bezeichnet.

Feste waren ursprünglich Zeiten, zu denen der Mensch mit seinen Genossen fröhlich verzehrte, was ihm die Natur freigebig von selbst bescherte, oder was er durch seine Arbeit gewann. Es gibt also in frühen Zeiten keine anderen natürlichen Feste als Jagd- oder Schlacht- und Erntefeste. Mit der wachsenden Kultur traten die ersten zurück, weil sie an keine bestimmte Zeit gebunden und für den Haushalt von geringerer Bedeutung waren. Alle größeren Feste waren dann Erntefeste, die sich, da der Arbeit mehr wurde, wie andere Feiern aus langen Festzeiten zu bloßen Festtagen verkürzten. Keine Erntefeste waren zum Beispiel die drei alten Hauptfeste der Juden, die wir aus der Bibel kennen. Mazzot, das Fest der süßen Brote, war das Fest der Getreideerflinge, besonders der Gerste, die in Palästina bereits im April geerntet werden kann. Es ist unser Ostern. Das Wochenfest, das sich, gleich Mazzot, über acht Tage erstreckte, fand nach der beendeten Weizenernte statt, nach ihm wurde das christliche Pfingsten angelegt. Das Laubhüttenfest endlich, wiederum acht Tage dauernd, war das große Fruchternte- und Weinlesefest, es entspricht unserer großen Herbstkirchweih. (Schluß folgt.)

o o o

Eine Geschichte vom Zweifüßler.

Märchen von Karl Ewald. (Fortf.)

Der Zweifüßler saß da und sah zu, wie sie das Getreide in der Mühle zermalmten, damit sich Brot daraus backen ließe.

Vor vielen Jahren hatte er einmal einen Stein ausgehöhlt und die Frauen gelehrt, darin mittels eines anderen Steines das Getreide zu zermahlen. Später war er darauf verfallen, zwei Steine gegeneinander mahlen zu lassen. Er hatte eine Stange angebracht und spannte einen Ochsen vor, der im Kreise ging und den Mahlgang drehte. Damals war er sehr stolz auf seine Erfindung gewesen.

Auch jetzt ging der Ochse geduldig im Kreise. Doch da kam einer der Söhne und fragte, ob

sie mit dem Mahlen nicht warten könnten: er habe alle Tiere auf dem Felde nötig. Die Frauen aber sagten, das sei unmöglich; es fehle ihnen Mehl zum Backen. Der Zweiflüßler ließ sie zanken und saß sinnend da bis gegen Abend.

„Woran denkst du?“ fragte der Wind, der wie gewöhnlich über seine Stirn strich.

„Top!“ rief der Zweiflüßler und sprang auf. „Nun hab' ich's. Ich habe dich vor das Floss gespannt, und du hast mich und all die Meinen zu diesem grünen Lande hergetragen. Warum sollte ich dich nicht auch meine Mühlensteine treiben lassen?“

„Zieh mich, wenn du kannst!“ sagte der Wind.

Am nächsten Morgen machte sich der Zweiflüßler an die Arbeit.

Er baute ein großes Gerüst, das hoch in die Luft ragte. Oben brachte er vier breite Flügel an, die mit Fellen bekleidet waren und auf einer Achse saßen, damit sie sich leicht drehen konnten. Das war die Mühlenhaube. Unten auf dem Boden war der Mahlgang; durch Stangen und Lauwerk war eine Verbindung mit den Flügeln hergestellt, so daß sich der Mahlgang in Bewegung setzte, sobald die Flügel sich zu drehen begannen.

Bewundert standen die Kinder des Zweiflüßlers da.

„Noch sind wir nicht fertig!“ sagte der Zweiflüßler.

Und er richtete die Haube so ein, daß sie sich drehen ließ, damit die Mühlenflügel stets den Wind auffangen konnten, aus welcher Richtung er auch kommen mochte.

„Jetzt mahlen wir,“ sagte der Zweiflüßler.

Und der Wind wehte und drehte die Mühlenflügel; und die Mühle mahlte, daß es eine Lust war. Man schüttete das Getreide oben in den Mahlgang hinein, und unten rieselte das feine weiße Mehl in den Sack, den man angebunden hatte.

„Da habe ich dich wieder gefangen, lieber Wind,“ sagte der Zweiflüßler.

„Morgen komme ich aus der entgegengesetzten Richtung,“ rief der Wind.

„Ich habe auch das bedacht,“ meinte der Zweiflüßler. „Ich grille dir deswegen nicht.“

Als es Abend wurde, drehte er die Haube herum. Und als der Wind am nächsten Morgen aus der entgegengesetzten Richtung wehte, mußte er genau so schön mahlen wie am Tage vorher.

„Morgen lege ich mich,“ sagte der Wind.

„Es ist nicht mehr als billig, daß du zwischen-

durch einmal ausruhst,“ sagte der Zweiflüßler freundlich. „Das müssen das Pferd und der Ochse und die anderen Zugtiere, die in meinen Diensten stehen, ja auch tun. Du wirst dich schon wieder erheben, wenn du sollst.“

„Wer sagt, daß ich soll?“ schrie der Wind.

„Ich weiß nicht,“ entgegnete der Zweiflüßler.

„Noch weiß ich's nicht. Aber ich denke darüber nach, und ich werde es schließlich schon herausfinden. Man denkt sich ja gar mancherlei aus, wenn man so sitzt und die Dinge betrachtet. Soviel weiß ich jedenfalls schon, daß die Sonne dich unter ihrem Kommando hat.“

„Woher weißt du das?“ fragte der Wind.

„Ich habe es bemerkt,“ versetzte der Zweiflüßler. „So oft die Kälte sich in Wärme verwandelt und umgekehrt, kommst du aus einer neuen Richtung.“

„Wie klug du bist!“ meinte der Wind. „Aber es fehlt dir noch manches. Denn wenn du mich auch vor dein Schiff und deine Mühle zu spannen vermagst, so kann ich trotzdem heranstürmen wie damals, du weißt, und die Mühle umwerfen und dein Schiff zerschmettern und alle deine Tiere übers ganze Land hin zerstreuen.“

„Das kannst du allerdings,“ sagte der Zweiflüßler. „Und ich kann dir obendrein nicht einmal darob zürnen, denn du bist ja weder böse noch gut, wie du sagtest.“

„Ja ja, nun lege ich mich,“ rauschte der Wind. „Und ich glaube, ich werde viele, viele Tage ruhen. Dann steht deine Mühle still.“

„Allerdings,“ sagte der Zweiflüßler. „Aber ich hab' auch daran gedacht. Komm her, dann wirst du sehen.“

Er ging an den Bach hinab und zeigte dem Wind eine andere Mühle, die er erbaut hatte. Die hatte keine Flügel, sondern ein großes Rad mit breiten Schaufeln, die ins Wasser gingen. Das Rad war ebenso wie die Flügel mit einem Mahlgang in Verbindung gebracht; und wenn das Wasser lief, drehte sich das Rad, und der Mahlgang mahlte.

„Das ist meine Wassermühle,“ sagte der Zweiflüßler stolz.

Dann ging er in sein Bett und legte sich schlafen; denn es war spät, und alle die anderen waren zur Ruhe gegangen.

Und auch der Wind legte sich, wie er angekündigt hatte.

Zweites Kapitel.

Der Zweiflüßler war ein silberhaartiger Greis geworden. Sein Geschlecht vermehrte sich be-

ständig. Es lebte verstreut in einer großen, herrlichen Ebene, wo auf den Feldern reiches Getreide wogte, und wo das Vieh in hohem, saftigem Grase weidete. Einige der Männer befuhren die See, andere bebauten den Acker und hüteten das Vieh, andere fällten Holz im Walde. Die Frauen besorgten den Haushalt und spannen und woben.

Überall, wo die Ebene sich zu einer kleinen Anhöhe erhob, ragte eine Windmühle in die Lüfte. Jeder Bach, der dort rann, drehete ein Mühlenrad. Der Zweifüßler selber beobachtete alles, was in der Natur um ihn her geschah, und sann darüber nach. Alle sahen ehrfürchtig zu ihm auf als zu dem Ältesten des Geschlechts und dem Klügsten auf der Welt. Und alle holten sich Rat und Hilfe bei ihm.

Mitten auf der Ebene ragte ein hoher, kegelförmiger Berg empor. Seinem Gipfel entstieg hier und da eine Rauchsäule. Öftmals betrachtete der Zweifüßler diesen Berg. Einmal ritt er hinauf und schaute in das Loch hinab, aus dem der Rauch emporstieg, aber von unten strömte eine so große Hitze herauf, daß er da oben nicht mehr länger verweilen konnte.

Da ritt er wieder nach Hause zurück, starckte auf den Berg und dachte daran, was wohl in seiner Tiefe stecken könnte. Er kannte Berge, darin Gold und Eisen und andere Metalle verborgen waren, und er hatte seine Kinder gelehrt, die Metalle zu gewinnen und zu schmelzen und zu Gerätschaften und Schmuck zu verarbeiten. Doch solch einen Berg mit rauchendem Gipfel hatte er noch niemals gesehen.

Als der Zweifüßler eines Tages in tiefe Gedanken versunken, dasaß, hörte er wie gewöhnlich um sich her allerlei Stimmen. Es rauschte in der Palme hoch über seinem Kopfe: „Der Zweifüßler ist mächtig . . . und größer als alle anderen. . . Er herrscht über die Erde und alles, was darauf ist.“

Und in dem Flusse, der ins Meer hinauslief, sang es: „Der Zweifüßler herrscht über die Gewässer . . . wir drehen seinen Mühlen-gang und mahlen sein Getreide . . . wir tragen seine Schiffe, soweit er will . . . und liefern ihm die Fische für seinen Tisch.“

Und der warme Wind blies über sein Gesicht: „Der Zweifüßler ist größer als alle anderen . . . er beherrscht mich . . . ich muß ihm dienen wie der Ochse und das Pferd . . . Komm ich von Osten, komm ich von Westen, stets fängt er mich und gebraucht mich!“

Der Zweifüßler strich mit der Hand über seinen langen weißen Bart und nickte stolz und froh.

Da auf einmal erscholl ein sonderbarer donnernder Lärm. Es war, als ob er aus dem Innern der Erde käme; und es war auch nicht zu verstehen, woher er sonst hätte kommen können. Denn die Luft war wolkenfrei und rein, und die Sonne schien hell und warm, da es Mittag war.

„Was war das?“ fragte der Zweifüßler.

„Wer kann es wissen,“ entgegnete der Palm-baum, und er erbebt ganz unten an der Wurzel. „Wer kennt die Kräfte, die in der Natur walten?“

„Wer kann es sagen?“ rauschte der Fluß, und erhob seine Wogen vor Angst wie ein bäumendes Ross. „Was wissen wir alle, wenn man genau zusieht?“

„Wer hat auch nur eine Ahnung davon?“ sagte der Wind und duckte sich plötzlich wie ein Tiger, der auf dem Sprunge liegt. „Die Erde ist voll gewaltiger Kräfte, über die keiner von uns Bescheid weiß.“

Noch ein Dröhnen erscholl. Der Zweifüßler erhob sich. Er sah zu dem Berge inmitten der Ebene hinüber und sah, daß die Rauchsäule zu einer großen, schwarzen Wolke geworden war, die schneller anwuchs und sich ausbreitete, als sein Auge verfolgen konnte. Jetzt verdeckte sie die Sonne . . . jetzt schäumten die Wellen in dem Fluß empor und begegneten den Wellen des Meeres, die landeinwärts stürzten . . . und jetzt erhob sich der Wind zum rasenden Sturm.

Und ehe der Zweifüßler Zeit zum Nachdenken fand, war um ihn tiefe, dunkle Nacht. Sobald das Licht erlosch, sah er etwas vom Himmel herabstürzen, ohne zu erkennen, was es war. Er tastete sich zu seinem Stall hin, wo sein Pferd angebunden stand, sprang hinauf und jagte von dannen, fort aus dem Reiche des Bösen. Und das Tier war gleich ihm in Todesängsten und rannte, so schnell es vermochte.

Die Hand vor den Augen konnte er nicht sehen, aber er meinte, überall auf der Ebene, wohin er kam, durch den Sturm hindurch jam-mern und schreien zu hören. Er erkannte diese und jene Stimme, aber er jagte bloß weiter und immer weiter, bis das Pferd unter ihm stürzte.

Dann lief er, so schnell seine Beine ihn tragen konnten, stolperte, fiel und stand wieder auf, um von neuem zu laufen, während um ihn her die Schreie ertönten, wenn sie nicht

untergingen in dem brüllenden Sturm und dem donnernden Lärm vom Berge.

Am Nacken traf ihn ein Stein, und er merkte, daß sein Hals blutete. Sein Fuß trat in etwas, das wie kochendes Wasser war. Mit einem Schrei zog er ihn zurück und rannte in einer anderen Richtung weiter. Zuletzt wußte er selbst nicht mehr, was er tat und wohin er kam. Als er das Bewußtsein wiedererlangte, lag er auf einer Anhöhe ganz am anderen Ende der Ebene. Rings um ihn lag ein Duzend seiner Angehörigen, gleich ihm betäubt und verwirrt. Sie sprachen nicht, sondern starren entsetzt um sich und weinten, und ihre Hände zitterten.

Der Zweifüßler hielt die Hand über die Augen und schaute über die Ebene hin.

Ebenso plötzlich, wie es dunkel geworden, war nun die Helligkeit wiedergekehrt. Die schwarzen Wolken hatten sich verzogen, und rot und golden wie am herrlichsten Sommer-tag ging die Sonne unter.

Auf den umliegenden Anhöhen saßen hier und da Angehörige seines Geschlechts, die sich gleich ihm gerettet hatten. Sie hatten auch ein paar von ihren Haustieren bei sich, und der Zweifüßler selber merkte plötzlich, daß ihm sein treuer Hund die Hand leckte.

Das ganze Land aber — mit Ausnahme der wenigen Anhöhen — war begraben in einem Meere kochenden, Blasen treibenden Schlammes, der schnell zu einer harten Rinde erstarrte. Alle Häuser und Mühlen waren zerstört und in der Schlammflut ertrunken. Menschen und Tiere waren darunter begraben. Die ganze reiche, herrliche Ebene sah aus wie eine Wüste, darin nie Leben gewesen war; und mitten darin stand der Berg, hoch und majestätisch, mit der Rauchsäule über dem Gipfel.

Die Angehörigen des Zweifüßlers machten sich daran, das Gerettete zu sammeln.

Mit Gejammer und Geschrei zogen sie mit dem armseligsten Überresten ihres Besitzes aus dem verwüsteten Lande fort, das ihnen eine Heimat gewesen war. Die Frauen trugen auf dem Arme das Kind, das sie gerettet hatten, und beweinten ihre Toten. Die Hirten zählten die wenigen Stück Vieh, die noch übriggeblieben waren. Die Seelente spähten vergebens aufs Meer, ob nicht ein einziges ihrer Schiffe unbeschädigt wäre.

„Komm, Vater!“ sprachen sie zum Zweifüßler. „Wir wollen dieses verwünschte Land verlassen. Es gibt wohl noch einen Ort in

der Welt, wo wir Frieden finden und alles, was uns zerstört wurde, wieder aufbauen können.“

Doch der Zweifüßler schüttelte den Kopf. „Geht nur,“ sagte er, „ich komme euch nach.“

Sie gingen, ohne daß er ihnen nachgeblickt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

o o o

Schwarze Ratten und graue Ratten.*

Im südlichen Schonen, nicht weit vom Meere entfernt, liegt eine alte Burg, Klimmingehaus genannt. Sie besteht aus einem einzigen hohen, großen und starken steinernen Bau, den man in der ebenen Gegend meilenweit sehen kann. Sie hat nur vier Stockwerke, ist aber so mächtig, daß ein gewöhnliches Bauernhaus, das auf demselben Gut steht, sich wie ein Puppenhäuschen dagegen ausnimmt.

Die äußeren Mauern und die Zwischenwände und Abteilungen dieses steinernen Hauses sind alle so dick, daß im Innern kaum noch für etwas anderes Raum ist als für die dicken Quermauern. Die Treppen sind eng, die Gänge schmal, und es sind nur wenige Zimmer da. Und damit die Mauern ihre Stärke behalten sollten, ist auch nur eine kleine Zahl Fenster in den oberen Stockwerken angebracht worden, in dem untersten aber sind überhaupt nur kleine Lichtöffnungen. In den alten Kriegszeitern waren die Menschen nur zu froh, wenn sie sich in so ein großes, starkes Haus einschließen konnten, wie jemand jetzt im eiskalten Winter froh ist, wenn er in seinen Pelz hineinkriechen kann. Aber als die gute Friedenszeit kam, wollten die Leute nicht mehr in den dunkeln, kalten steinernen Räumen der Burg wohnen; sie haben schon seit langer Zeit Klimmingehaus verlassen und sind in Wohnungen gezogen, wo Luft und Licht hineindringen können.

Zu der Zeit, wo Nils Holgersson mit den Wildgänsen umherzog, befanden sich also keine Menschen in Klimmingehaus, aber deshalb fehlte es da doch nicht an Bewohnern. Auf dem Dache wohnte jeden Sommer ein Storchpaar in einem großen Nest. Unter dem Dache wohnten zwei Nachtulen, in den Gängen hingen Fledermäuse, auf dem Herd in der

* Aus „Wunderbare Reise des kleinen Nils Holgersson mit den Wildgänsen“. Von E. Lagerlöf. Verlag von Albert Langen, München.

Küche wohnte eine alte Katze, und drunten im Keller gab es Hunderte von der alten Sorte der schwarzen Ratten.

Ratten stehen nicht gerade in großem Ansehen bei den anderen Tieren, aber die schwarzen Ratten auf Glimmingehaus machten eine Ausnahme, und es wurde immer mit Achtung von ihnen gesprochen, weil sie im Streit mit ihren Feinden große Tapferkeit bewiesen hatten und auch sehr viel Ausdauer während der großen Unglückszeiten, die über ihr Volk hingegangen waren. Sie gehörten nämlich einem Rattenvolf an, das einmal sehr zahlreich und mächtig gewesen, jetzt aber daran war, auszusterben. Während einer langen Reihe von Jahren hatten die schwarzen Ratten, Landratten genannt, Schonen und das ganze Land besessen. Sie waren fast in jedem Keller zu finden gewesen, fast auf jedem Boden, in Scheunen und auf Heuböden, in Vorratskammern und Backstuben, in den Wirtschaftsgebäuden und Ställen, in Kirchen und Burgen, in Brennereien und Mühlen, sowie in allen anderen von Menschen bewohnten Gebäuden; aber jetzt waren sie von allen diesen vertrieben und beinahe ausgerottet. Nur auf dem einen oder anderen einsam gelegenen Platz konnte man noch einige antreffen, aber nirgends waren sie so zahlreich wie auf Glimmingehaus.

Wenn ein Tiervolk ausstirbt, beruht das meistens auf dem Vorgehen der Menschen; hier aber war das nicht der Fall gewesen. Die Menschen hatten freilich mit den schwarzen Ratten gekämpft, sie hatten ihnen aber keinen namhaften Schaden zufügen können. Wer sie beslegt hatte, das war ein Tiervolk ihres eigenen Stammes gewesen, ein Volk, das man die grauen Ratten nannte. Die grauen Ratten, oder die Wanderratten, hatten nicht wie die schwarzen von Urzeiten her im Lande gewohnt. Sie stammten von ein paar armen Einwanderern her, die vor hundert Jahren von einem libischen Schiff in Malmö ans Land gestiegen waren. Sie waren heimatlose, halb verhungerte Erbpfe, die in diesem Hafen ihren Aufenthalt nahmen, um die Pfeiler unter den Brücken herumschwammen und den Abfall fraßen, der ins Wasser geworfen wurde. Nie wagten sie sich in die Stadt hinein, die den schwarzen Ratten gehörte.

Aber allmählich, nachdem die grauen Ratten an Zahl zugenommen hatten, saßen sie Mut und gingen in die Stadt hinein. Anfangs zogen sie nur in ein paar alte verlassene Häuser, die die schwarzen Ratten aufgegeben hatten; sie

suchten ihre Nahrung in Rinnsteinen und auf Misthaufen und nahmen mit allem Unrat vorlieb, den die schwarzen Ratten nicht anrühren wollten. Es waren wetterfeste, genügsame und unerschrockene Tiere; und in ein paar Jahren waren sie so mächtig geworden, daß sie es unternahmen, die schwarzen Ratten von Malmö zu verjagen. Sie nahmen ihnen Dachräume, Keller und Magazine weg, hungerten sie aus oder bißen sie tot, denn sie fürchteten sich durchaus nicht vor Kampf und Streit.

Und nachdem Malmö genommen war, zogen sie in kleineren und größeren Scharen aus, das ganze Land zu erobern. Es ist beinahe unbegreiflich, warum die schwarzen Ratten sich nicht zu einem großen gemeinsamen Heereszug versammelten und die grauen Ratten vernichteten, solange diese noch nicht zahlreich waren. Aber die schwarzen waren wohl von ihrer Macht so überzeugt, daß sie sich die Möglichkeit, das Land zu verlieren, gar nicht vorstellen konnten. Sie saßen ruhig auf ihren Besitztümern, und inzwischen nahmen ihnen die grauen Ratten Hof um Hof, Dorf um Dorf, Stadt um Stadt weg. Sie wurden ausgehungert, verdrängt, ausgerottet. In Schonen hatten sie sich nirgends halten können, ausgenommen auf Glimmingehaus.

Das alte feinere Haus hatte so dicke Mauern, und so wenige Rattengänge führten hindurch, daß es den schwarzen Ratten gelungen war, es zu halten und die grauen Ratten am Hereindringen zu verhindern. Ein Jahr ums andere, eine Nacht um die andere war der Streit zwischen den Angreifern und Verteidigern fortgegangen; aber die schwarzen Ratten hatten treulich Wache gestanden und mit der größten Todesverachtung gekämpft, und dank dem alten, prächtigen Haus hatten sie bis jetzt immer gesiegt.

Es muß zugegeben werden, daß die schwarzen Ratten, solange sie die Macht gehabt hatten, von allen lebenden Geschöpfen ebenso verabscheut gewesen waren, wie die grauen es jetzt sind, und das mit vollem Recht. Sie hatten sich über arme gefesselte Gefangene geworfen und sie gequält, sie hatten Leichen aufgefreffen, hatten die letzte Mücke aus dem Keller der Armen wegstibzt, schlafenden Gänsen die Füße abgebissen, den Säubern die Eier und ihre Kleinen mit zartem Flaum bedeckten gelben Rücken geraubt und tausend andere Missetaten vollführt. Aber seit das Unglück über sie gekommen war, war das alles wie vergessen, niemand konnte es unterlassen, die letzten des

Geschlechts, die den grauen Ratten so lange widerstanden hatten, zu bewundern.

Die grauen Ratten, die auf dem Glimmingehof und dessen Umgebung wohnten, führten den Streit immer weiter und versuchten jede nur mögliche Gelegenheit zu benützen, sich der Burg zu bemächtigen. Man hätte meinen können, sie hätten die kleine Schar schwarzer Ratten wohl im Besitz von Glimmingehaus lassen können, da sie ja das ganze übrige Land besaßen, aber das fiel ihnen gar nicht ein. Sie pflegten zu sagen, es sei ihnen Ehrensache, die schwarzen Ratten doch noch zu besiegen, aber wer die grauen Ratten kannte, wußte wohl, daß es einen anderen Grund hatte; die Menschen benützen nämlich Glimmingehaus als Kornspeicher, und darum wollten die grauen keine Ruhe geben, bis sie es erobert hatten.

o o o

Die Eidechse.

Eine fand ich, eine fette,
Die vor ihrem Schlupfloch saß,
Ehrbar, sauber und behaglich,
Und die Augen hell wie Glas.

An dem warm besonnten Steine
Puzte sie das Näschen blank,
Fing sich dann und wann ein Mäuschen,
Das sich ihr zu nahe schwang.

Rechts und links durch alle Ritzen
Raschelte die junge Brut.
Sie allein blieb stattlich sitzen,
Wie gereifte Weisheit tut.

Nur zuweilen mit dem Schwänzchen
Zuckte sie bedeutungsvoll,
Erleben es die jungen Leute
In den Kammern gar zu toll.

So in innres Schaun versunken
Und Genuß des Sonnenlichts,
Nicht erschraf sie, da ich nahte,
Denn der Weise fürchtet nichts.

Wie der Philosophie der Sonne
Sah sie nur mich bittend an:
Geh mir etwas aus der Sonne,
Unbekannter junger Mann. Paul Seyje.

o o o

Der geheilte Patient.

Reiche Leute haben trotz ihrer gelben Bängel doch manchmal auch allerlei Lasten und Krankheiten auszustehen, von denen gottlob der

arme Mann nichts weiß, denn es gibt Krankheiten, die nicht in der Luft stecken, sondern in den vollen Schüsseln und Gläsern und in den weichen Sesseln und seidnen Betten, wie jener reiche Amsterdamer ein Wort davon reden kann. Den ganzen Vormittag saß er im Lehnstuhl und rauchte Tabak, wenn er nicht zu träge war, oder hatte Maulaffen feil zum Fenster hinaus, aß aber zu Mittag wie ein Drescher, und die Nachbarn sagten manchmal: „Winkel's draußen oder schnaußt der Nachbar so?“ — Den ganzen Nachmittag aß und trank er ebenso, bald etwas Kaltes, bald etwas Warmes, ohne Hunger und ohne Appetit, aus lauter langer Weile bis an den Abend, also daß man bei ihm nie recht sagen konnte, wo das Mittagessen aufhörte und wo das Nachtessen anfing. Nach dem Nachtessen legte er sich ins Bett und war so müd, als wenn er den ganzen Tag Steine abgeladen oder Holz gespalten hätte. Davon bekam er zuletzt einen dicken Leib, der so unbeholfen war, wie ein Malter sack. Essen und schlafen wollte ihm nimmer schmecken, und er war lange Zeit, wie es manchmal geht, nicht recht gesund und nicht recht krank; wenn man aber ihn selber hörte, so hatte er 365 Krankheiten, nämlich alle Tage eine andere. Alle Ärzte, die in Amsterdam sind, mußten ihm raten. Er verschluckte ganze Feuereimer voll Mixturen und ganze Schaufeln voll Pulver und Pillen, wie Enteneier so groß, und man nannte ihn zuletzt scherzweise nur die zweibeinige Apotheke. Aber alle Arzneien halfen ihm nichts, denn er befolgte nicht, was ihm von den Ärzten befohlen wurde, sondern sagte: „Fou dre, wosfür bin ich ein reicher Mann, wenn ich soll leben wie ein Hund, und der Doktor will mich nicht gesund machen für mein Geld?“

Endlich hörte er von einem Arzt, der hundert Stunden weit weg wohnte, der sei so geschickt, daß die Kranken gesund werden, wenn er sie nur recht anschau, und der Tod gehe ihm aus dem Weg, wo er sich sehen lasse. Zu dem Arzt sagte der Mann ein Zutrauen und schrieb ihm seinen Umstand. Der Arzt merkte bald, was ihm fehle, nämlich nicht Arznei, sondern Mäßigkeit und Bewegung, und sagte: „Wart, dich will ich bald kuriert haben.“ Deswegen schrieb er ihm ein Brieflein folgenden Inhalts: „Guter Freund, Ihr habt einen schlimmen Umstand, doch wird Euch zu helfen sein, wenn Ihr folgen wollt. Ihr habt ein böses Tier im Bauch, einen Lindwurm mit sieben Mäulern. Mit dem Lindwurm muß ich selber reden, und

Ihr müßt zu mir kommen. Aber fürs erste, so dürft Ihr nicht fahren oder auf dem Rößlein reiten, sondern auf des Schuhmachers Nappen, sonst schüttelt Ihr den Lindwurm, und er beißt Euch die Eingeweide ab, sieben Därme auf einmal ganz entzwei. Fürs andere dürft Ihr nicht mehr essen, also zweimal des Tages einen Teller voll Gemüse, mittags ein Bratwürstlein dazu, und nachts ein Ei, und am Morgen ein Fleischsupplein mit Schnittlauch darauf. Was Ihr mehr esset, davon wird nur der Lindwurm größer, als daß er Euch die Leber erdrückt, und der Schneider hat Euch nimmer viel anzumessen, aber der Schreiner. Dies ist mein Rat, und wenn Ihr mir nicht folgt, so hört Ihr im andern Frühjahr den Ruckuck nimmer scheien. Tut, was Ihr wollt!"

Als der Patient so mit sich reden hörte, ließ er sich sogleich den andern Morgen die Stiefel salben und machte sich auf den Weg, wie ihm der Doktor befohlen hatte. Den ersten Tag ging es so langsam, daß wohl eine Schnecke hätte können sein Vorreiter sein, und wer ihn gräßte, dem dankte er nicht, und wo ein Würmlein auf der Erde kroch, das zertrat er. Aber schon am zweiten und am dritten Morgen kam es ihm vor, als wenn die Vögel schon lange nimmer so lieblich gesungen hätten wie heute, und der Tau schien ihm so frisch und die Kornrosen im Felde so rot, und alle Leute, die ihm begegneten, sahen so freundlich aus und er auch, und alle Morgen, wenn er aus der Herberge ausging, war's schöner, und er ging leichter und munterer dahin, und als er am achtzehnten Tage in der Stadt des Arztes ankam und des andern Morgens aufstand, war es ihm so wohl, daß er sagte: „Ich hätte zu keiner ungeschickteren Zeit können gesund werden als jetzt, wo ich zum Doktor soll. Wenn's mir doch nur ein wenig in den Ohren brauste oder das Herzwasser lief mir.“ Als er zum Doktor kam, nahm ihn der Doktor bei der Hand und sagte ihm: „Jetzt erzählt mir denn noch einmal von Grund aus, was Euch fehlt.“ Da sagte er: „Herr Doktor, mir fehlt gottlob nichts, und wenn Ihr so gesund seid wie ich, so soll's mich freuen.“ Der Doktor sagte: „Das hat Euch ein guter Geist geraten, daß Ihr meinem Rat gefolgt habt. Der Lindwurm ist jetzt abgestanden. Aber Ihr habt noch Eier im Leib, deswegen müßt Ihr wieder zu Fuß heimgehen und daheim fleißig Holz sägen, daß es niemand sieht, und nicht mehr essen, als Euch der Hunger ermahnt, damit

die Eier nicht ausschlüpfen, so könnt Ihr ein alter Mann werden“, und lächelte dazu. Aber der reiche Fremdling sagte: „Herr Doktor, Ihr seid ein feiner Raub und ich verleh Euch wohl“, und hat nachher dem Rat gefolgt und 87 Jahre, 4 Monate und 10 Tage gelebt, wie ein Fisch im Wasser so gesund, und hat alle Neujahr dem Arzt zwanzig Dublonen zum Gruß geschickt. J. P. Gebel.

o o o

Felsennelke.

Ich bin das Felsennägelein
Im purpurroten Kleide,
Ich steh im Sturm und Sonnenschein
Auf hoher, grüner Heide,
Ich seh auf meiner Bergesflur
Den Jäger und den Hirten nur
Und Schäflein auf der Weide.

Da drunten tief im Unterland
Da hab' ich eine Ruhme
Von feinem Duft und hohem Stand
Und weltbekanntem Ruhme:
Die Nelke prangt im Gartenbeet
In voller Pracht und Majestät,
Des Sommers schönste Blume.

Ich bin kein zärtlich Mutterkind,
Hab' niemand, mich zu pflegen,
Mich wiegt allein der Sommerwind,
Mich wäscht allein der Regen,
Ich lebe nur von Licht und Luft,
Bin ohne Glanz und ohne Duft,
Doch lustig allerwegen.

Ich bin ein leichter Springinsfeld
Und weiß von keinen Sorgen,
Ein fröhlicher Guckindiewelt,
Zufrieden heut wie morgen,
Ob Sonne scheint, ob Wolken ziehn,
Ich blüh' und welke unbeseh'n,
Vor aller Welt verborgen. Karl Gerol.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Clara Jettin (Gundel), Wilhelmshöhe,
Bois de Geroloch bei Stuttgart.
Verlag S. S. W. Diez Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.